



Gedanken über ...

Fragen

Kolumne von Gerald Kral

Keine Frage, bei Fragen handelt es sich zweifellos um spannende Sprachgebilde. Die Entwicklungspsychologie lehrt uns, dass, kaum ist das Kind imstande, Fragen zu formulieren, das auch massiv passiert. Und das in zwei Wellen: Im ersten Fragealter geht es vorwiegend darum, Begriffe zu lernen („Was ist das?“), im zweiten Fragealter so zwischen 2;6 und 3 Jahren beginnend geht es allerdings so richtig los. Die Kinder sind dann in der Lage, mehrere Fragewörter zu benutzen und machen davon auch reichlich Gebrauch – „warum“ ist eines der wichtigsten davon: Warum ist der Himmel blau? Warum ist das Gras grün? Und: Wo ist der Wind, wenn er nicht bläst?

Fragen sind auch etwas, was Religionen und Philosophie seit jeher beschäftigt. Wir alle kennen die ewigen Fragen, die die Menschheit beschäftigen: Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir (nachher essen, © Alfred Dorfer)?

Es wird deutlich: Fragen bringen uns weiter. Genauer gesagt, sind es eigentlich die Antworten, die uns weiterbringen – so wir welche bekommen. Kinder sind da ja manchmal gnadenlos: Sie fragen einfach so lange, bis sie das Gefühl haben, ausreichend mit Antworten versorgt worden zu sein, idealerweise mit Antworten, mit denen sie auch was anfangen können, mit Antworten, unter denen sie sich was vorstellen können, mit Antworten, die ihnen vielleicht auch nachzudenken geben. Insofern generieren Fragen auch Wissen.

Aber als Psychologen und Psychologinnen wissen wir ja, dass Kommunikation, dass Botschaften nicht nur den Inhaltsaspekt haben, sondern immer auch noch andere Aspekte aufweisen. In unserem Fall auch den, wie das Gegenüber auf Fragen reagiert. Sind Fragen erwünscht? Werden sie positiv aufgenommen? Werden sie als lästig, unangenehm, peinlich, unzulässig empfunden? Vielleicht auch zu bestimmten Themen? Und warum darf man zu bestimmten Themen keine Fragen stellen? Im Falle von Kindern gibt es dann manchmal auch explizite Antworten wie „dafür bist du noch zu klein“, „das erkläre ich dir ein anderes Mal“ oder auch „das verstehst du noch nicht“. Antworten, die tendenziell geeignet sind, die Motivation, das Interesse für weitere Fragen und damit auch die Freude am weiteren Wissenserwerb und Erkenntnisgewinn, am Lernen im Allgemeinen, nun ja, zurechtzustutzen, Absicht oder nicht.

Immerhin handelt es sich dabei aber um Ausgesprochenes und damit bewusst Wahrnehmbares und Erkennbares. Schwieriger, und, wie wir wissen, in den Auswirkungen tiefer sitzend, weil nicht bewusst wahrnehmbar, ist das Unausgesprochene. Das nicht denken Dürfende, das nicht sein Sollende, das manchmal Geheimnisse Treffende. Dinge, die unter dem Teppich begraben liegen und auch dort bleiben sollen; über Jahre, Jahrzehnte, manchmal über Generationen und vielleicht irgendwann in psychologischen oder psychotherapeutischen Behandlungen aufplatzen wie eine Pestbeule, nachdem sie entsprechenden Schaden angerichtet haben. Wir alle kennen das. Nicht nur aus dem beruflichen Kontext, auch von uns selber, weil: Fragen stellen, heißt auch, sich Fragen über sich selber zu stellen. Und die sind manchmal besonders schwierig. Hinterfrage dich selbst wie auch deinen Nächsten.

Natürlich generieren Fragen manchmal auch Angst. Angst, dass Geheimnisse aufgedeckt werden könnten, dass Unangenehmes oder sogar Unrechtes zu Tage treten könnte, dass Lügen als solche entlarvt werden könnten, dass Machtverhältnisse ins Wanken geraten könnten. Aber halt dann, wenn Geheimnisse künstlich hochgehalten werden, Unrecht verborgen wird, Lügengebilde konstruiert werden und Macht auf der Unterdrückung Anderer beruht. Fragende wurden immer schon gerne zum Schweigen gebracht.

Dabei könnte es so schön sein. Man kann Fragen und die daraus resultierenden Antworten auch als Eintrittskarten ins Möglichkeitenland verstehen. Steve de Shazer und Insoo Kim Berg haben uns das mächtige Werkzeug der Wunderfrage geschenkt. Richtig und exakt angewendet handelt es sich um eine wirkungsvolle Technik, sich die Möglichkeit einer besseren Zukunft, im speziellen Fall zumeist einer Zukunft ohne bestimmte Symptome, denk- und vorstellbar zu machen: „Die Wunderfrage wurde Anfang der 80er-Jahre entwickelt und seit damals benütze ich die Wunderfrage in fast jeder ersten Sitzung. Ich glaube, mein (unser) Fehler zu Beginn war, sie die Wunderfrage zu nennen, da sie niemals eine einfache Frage war. Vielmehr war das Ziel, die Konversation/das Gespräch möglichst rasch auf die Zukunft zu lenken, in der die Probleme (die die Klientin in die Therapie führten) verschwunden wären. Das bedeutet, dass die Frage selbst nie so bedeutsam war, wie die Antworten der KlientInnen.“ (Steve de Shazer)

Märchen wirken auch im Erwachsenenalter und Worte waren ursprünglich Zauber.